

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Wenn der bekannte Choreograph Royston Maldoom erzählt, wie er mit Berliner Schülern Strawinsky oder mit äthiopischen Straßenkindern die Carmina Burana einstudiert, wird deutlich, dass er ihnen, wie kein anderer, die Möglichkeit gibt, sich selbst, ihre Leidenschaften und ihr Können zu entdecken. Und er verlangt viel von seinen Tänzern: Disziplin, Hingabe und Konzentration. So bringt er ihnen nicht nur das Tanzen, sondern auch das Leben bei. Wie sehr die Kunst das Leben positiv verändern kann, hat er selbst erfahren. Auf seinem ungewöhnlichen Lebensweg vom jugendlichen Außenseiter im ländlichen Wales zum international gefragten Tänzer und Star-Choreographen hat er unter anderem in Südafrika, Peru, Litauen, Nordirland und in Bosnien über alle Grenzen hinweg unglaubliche Projekte realisiert.

»Die Autobiografie ›Tanz um dein Leben‹ lässt einen den Schlaf vergessen und überraschend die Augen reiben – darüber, was Kunst gesellschaftlich bewirken kann. Royston Maldooms Buch macht Träume wahr.«

Annette Brüggemann, Deutschlandfunk

»Ich kann Ihnen allen nur dieses Buch ans Herz legen, wunderschön.«

Annette Dasch, NDR

»Royston Maldooms Buch zeigt, was ein einzelner Mensch bewirken kann, sobald er eine Vision hat, die sich durch nichts erschüttern lässt.«

Caroline Haertel, Metropolis arte

»Royston Maldoom ist kein Guru. In seinem Buch lernt man einen Lebenspraktiker kennen, einen leidenschaftlichen Optimisten mit ausgeprägtem Sinn für die Schönheit jedes einzelnen Menschen.«

Carsten Hueck, Foyer 3sat

Royston Maldoom, geboren 1943 in London, initiiert und leitet seit über 30 Jahren weltweit Tanzprojekte für jedermann, unabhängig von Talent und Erfahrung, Alter, Hautfarbe, ethnischer Zugehörigkeit oder sozialer Herkunft, und gilt als Mitbegründer der Community Dance Bewegung. Für sein soziales Engagement und seine künstlerische Arbeit hat er zahlreiche Preise erhalten, u. a. wurde ihm 2006 von Queen Elizabeth II. der »Order of the British Empire« verliehen. Royston Maldoom lebt in Berlin.

Jacalyn Carley wurde 1952 im Bundesstaat New Jersey/USA geboren. 1974 absolvierte sie den Bachelor of Science mit dem Hauptfach Tanz an der George Washington University. 1976 übersiedelte Jacalyn Carley nach West-Berlin, wo sie die Tanzfabrik Berlin mitbegründete und als Choreographin äußerst erfolgreich war. Sie hat bereits zwei Romane veröffentlicht: ›Was sagt das linke Knie zum rechten?‹ (2001) und ›Almas Tanz‹ (2003).

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Royston Maldoom

Tanz um dein Leben

Meine Arbeit – meine Geschichte

In Zusammenarbeit mit Jacalyn Carley

Aus dem Englischen von
Nora Petra Lachmann

FISCHER Taschenbuch



4. Auflage: November 2015

Ungekürzte Ausgabe
Erschienen bei FISCHER Taschenbuch,
Frankfurt am Main, August 2011

Mit freundlicher Genehmigung der S. Fischer Verlag GmbH
© 2010 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-18271-8

Persönliches Vorwort

Vor über vierzig Jahren stahl sich an einem schicksalhaften Abend der Tanz in mein Leben, und eine unglaubliche Reise nahm ihren Anfang. Seitdem hat sich an meiner Arbeitsweise überraschend wenig geändert. Viele meiner Weggefährten von damals bekleiden inzwischen wichtige feste Posten. Ich hingegen ziehe noch immer von Stadt zu Stadt, von Schule zu Schule, von Gemeinde zu Gemeinde – kreierte Choreographien, lehre und rühre die Werbetrommel für meine Vision vom ›Dance-for-all‹, dem Tanz ohne Grenzen. Weit bin ich herumgekommen, viele Risiken habe ich auf mich genommen. Von den Orkney-Inseln bis nach Äthiopien, von Harlem bis ins peruanische Lima habe ich meine Vision einer Welt verfolgt, in der jeder, ganz egal welches Alter und welche Fähigkeiten er hat, welcher Kultur, welcher ethnischen Gruppe und welcher Religion er angehört, die bereichernde Kraft des zeitgenössischen Tanzes erfahren und für sich nutzen kann.

Streben nicht die meisten Künstler nach Ruhm? Habe ich mich nie danach gesehnt, berühmt zu sein? Am Anfang meiner Karriere sicher. Aber mit der Zeit erkannte ich, dass ich mit meinem gewählten Beruf – Choreograph – Dinge zustande bringen konnte, die meine künstlerischen Visionen nicht nur unterstützten, sondern sogar weit darüber hinausgingen.

Ich gehöre zu den 68ern – einer Generation, die immer geglaubt hat, dass wir diese Welt verbessern können und müssen. Sobald ich begriffen hatte, dass ich durch mein Handwerk und mein Können in der Lage war, das Leben anderer zum Besseren

zu wenden, genügte mir Tanz allein um des Tanzens willen nicht mehr.

Man könnte sagen, dass zwei Wesen in meiner Brust miteinander ringen – ein künstlerisches und ein politisches. Meine politischen Sehnsüchte haben mich immer wieder zu den Wurzeln der Gesellschaft geführt – in Gemeindezentren und Kirchensäle, zu Menschen jeden Alters, die am Rande der Gesellschaft lebten. Gleichzeitig fordert meine Leidenschaft für den Tanz von mir, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um einen hohen künstlerischen Standard zu erreichen. Schon lange haben diese beiden Wesen ihre Kräfte vereint; um beide zufriedenzustellen, entwickle ich Choreographien in Situationen, die manche als risikoreich oder unüblich einstufen würden: in Gefängnissen, mit geistig oder körperlich Behinderten, mit Jungen und Alten, die ihre unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten voneinander trennen, und mit Waisen und Straßenkindern in Afrika.

Die Schlussfolgerungen, zu denen ich in vierzig Jahren als Choreograph und Lehrer gelangt bin, sind eher moralischer Natur als wissenschaftlich bewiesen. Sind wir als Individuen im Grunde gut oder schlecht? Sind wir von Natur aus konkurrenzorientiert oder eher sozial eingestellt? Ich habe mich stets für den positiven Ansatz entschieden, wenn ich mit diesen gegensätzlichen Sichtweisen konfrontiert war, denn ich bin überzeugt davon, dass ich so meine Aufgabe als Mensch am besten erfüllen kann. Die Ablehnung der in meinen Augen negativen Anschauungen ermöglichte mir die künstlerische Arbeit an der Basis. In Laiengruppen kann ich mir den Glauben an das Außergewöhnliche in gewöhnlichen Menschen oder, wie ich es nenne, an das ›Gewöhnliche im Außergewöhnlichen‹ leisten. Ich bin überzeugt davon, dass wirklich jeder etwas zu einem Projekt oder einer Aufführung beitragen kann, und sehe es als meine Aufgabe als Lehrer, Leiter und Künstler an, jeden Tänzer in die Lage zu versetzen, diesen Schritt zu tun.

Doch wie bin ich überhaupt dazu gekommen, auf diese Weise zu arbeiten?

Ich bin meiner inneren Stimme gefolgt, habe das Leben als Lehrmeister angesehen und mir Gedanken über meine Erfahrungen gemacht. Durch jedes neue Projekt, jedes verrückte Abenteuer haben sich meine Philosophie und meine Methoden weiter entfaltet. Nun bin ich in der Lage, in Theorie umzusetzen, was die Praxis mich gelehrt hat – ohne diesen reichen Schatz an Erfahrungen wäre das niemals möglich gewesen.

Wie alles begann

Ich war noch nicht zwanzig, als ich mich auf eine Anzeige in der britischen Wochenzeitung *Farmer's Weekly* meldete. Mr Rowe war zwei Meter groß, sprach nicht besonders viel, arbeitete umso mehr und hatte hohe Erwartungen; er besaß eine große Schaffarm in der hintersten Ecke von Wales und suchte einen Lehrling. Ich hegte eine Leidenschaft für das Landleben und war entschlossen, meine berufliche Zukunft in der Landwirtschaft zu suchen.

Mein erster Arbeitstag verlief katastrophal. Für Mr Rowe stellte es keine Herausforderung dar, einen einhundertfünfzig Pfund schweren Getreidesack zu schleppen, aber ich, der dürre Kerl aus Watford, brachte mehrere Stunden damit zu, schwitzend, schnaufend und stöhnend einen Berg von prall gefüllten Säcken auf einen Handwagen zu laden, ohne wirklich voranzukommen. Bei der nächsten Aufgabe erging es mir nicht viel besser. Nach einer kurzen Einweisung im Reiten ohne Sattel schickte Mr Rowe mich auf einem Pony zur Inspektion von Zäunen und Schafherde. Eine Stunde später stand das Pony wieder im Stall – unglücklicherweise kehrte ich selbst erst geraume Zeit danach zurück.

Den Job war ich bald wieder los.

Der zweite Hof lag an der Küste von Wales; dort verbrachte ich glückliche eineinhalb Jahre als Angestellter von Raymond und Margaret Harris, die realistischere Erwartungen hatten. Ich wurde kräftiger und geschickter, fand mich ein in das bäuerliche Leben – stand im Morgengrauen auf, um die Kühe zum Melken in den Stall zu holen, und pflügte im Sommer mit dem Traktor

die Felder. Ich war in meinem Element, die Irische See erstreckte sich bis zum Horizont, und in der Ferne sah man die Berge von St. Davids. Bald schloss ich Freundschaft mit den Jungen und Mädchen von den Nachbarhöfen, lernte die Grundzüge der walisischen Sprache und wurde mit meiner unbändigen Energie und der Begeisterung für das Landleben schließlich einer der besten Farmhelfer, die er je gehabt hatte, wie Mr Harris meinte.

Er bot mir einen Posten als Hirte an. Nun war der Vollzeitjob in Reichweite, von dem ich immer geträumt hatte, aber sobald ich meinen ersten richtigen Lohn in der Hand hatte, geriet ich in Panik und traf die erste der vielen unvorhersehbaren und scheinbar irrationalen Entscheidungen, die mein Leben als Erwachsener geprägt haben: Ich hörte auf meine innere Stimme und schmiss den Job.

Allerdings stand ich jetzt ohne Arbeit da, und die Stimme hatte mir nicht verraten, was ich stattdessen tun sollte. Weil ich seit der Schulzeit Spaß am Malen hatte und vielleicht auch ein wenig angeregt durch die spektakuläre walisische Landschaft, bewarb ich mich für ein Stipendium an der Kunstschule im nahen Swansea. Ich stopfte all meine Besitztümer in einen kleinen Koffer und stieg in den Zug, der mich zu meinem neuen Dasein als Student bringen sollte.

Zwei Stunden später setzte ich meinen Fuß auf den Bahnsteig in Swansea, blieb zögernd stehen und sprang im letzten Moment wieder auf. Nach sechs Stunden kam ich in London an; ich hatte wenig Geld, keine Ideen für die Zukunft und wusste nicht, wo ich unterkommen konnte, mir blieb keine andere Wahl, als einen früheren Arbeitgeber anzurufen und ihn um einen Job zu bitten. Francis Thompson besaß einen Hof in Hertfordshire, und mein Anruf kam für ihn gerade zur rechten Zeit. Er brauchte einen Pflüger und bot mir für einen Monat Kost und Logis sowie ein geringes Entgelt an.

Am nächsten Morgen saß ich wieder auf einem Traktor, umgeben von kreischenden Möwen, die, vom Wind ins Inland ge-

trieben, in der frisch gepflügten Erde nach Würmern suchten. Ich hatte Glück gehabt – der langsam und stetig brummende Motor, die vielen Stunden und die starke Konzentration, die man brauchte, um eine gerade Furche zu ziehen, machten diese Arbeit zur perfekten Beschäftigung für meinen verwirrten Geist. Dennoch wusste ich Ende des Monats immer noch nicht, wie es weitergehen sollte. Da bekam Francis einen Anruf von Alice Rowton, einer Ärztin aus Cambridge.

Während des Krieges hatte Dr. Rowton vor den Bombenangriffen in London geflohene Menschen bei sich aufgenommen und seitdem ein ›offenes‹ Haus beibehalten; wer bei ihr anklopfte, wurde aufgenommen. Diese Tatsache hatte sich herumgesprochen, und so gab es ein ständiges Kommen und Gehen von jungen Leuten aus aller Welt. Die meisten Gäste waren Studenten, die Englisch lernen wollten. Damit sie die etwa zwanzig Leute in der Adams Road 9 beköstigen konnte, hatte Alice einen großen Gemüsegarten angelegt und hielt Hühner, ein paar Schweine und eine Kuh. Die für diesen kleinen Hof verantwortliche Person war ein paar Wochen fort, und Alice brauchte Hilfe.

Wie so oft in meinem Leben hatte das Schicksal zu meinen Gunsten eingegriffen. Plötzlich war ich von jungen Menschen aus ganz Europa, sogar aus Südamerika und Asien, umgeben. In dieser exotischen und verwirrenden Umgebung war ich gezwungen, mich verschiedenen Kulturen und Hautfarben zu öffnen; die 68er-Revolution stand vor der Tür, und eine ganze Welt von radikalen Ideen in Philosophie, Kunst und Politik stürmte auf mich ein. Nestor aus Argentinien war leidenschaftlicher Revolutionär, zwei Frauen aus Dänemark sprachen schockierend offen über freie Liebe, und die unglaublich blonde Katerina aus Norwegen hatte einen dunkelhäutigen Freund aus Indien. Dann war da noch Fanny, die keine Zeit verlor und mir ihr Konzept der französisch-englischen Beziehungen in einer nahen Scheune beibrachte – was so ganz anders war als das Gefummel mit den Dorfmadels nach einem Besäufnis im Pembrokeshire Jugendclub.

Fasziniert blieb ich in der Adams Road 9, in der wir alle zusammenlebten und zu zweit oder dritt in einem Zimmer schliefen.⁵ Voller Energie und Optimismus machte ich mich ebenfalls daran, die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten – wir verfluchten die vietnamesischen Kriegstreiber, trauerten über John F. Kennedys zu frühen Tod und rühmten die Vorteile der freien Liebe, während der allgegenwärtige Bob Dylan mit ›Masters of War‹, ›Don't Think Twice, It's All Right‹ und ›But I Was So Much Older Than: I'm Younger Than That Now‹ (*My Back Pages*) einen Dauerplatz auf dem Plattenspieler einnahm. Diese Hymne hat für mich jetzt mit sechzig eine größere Bedeutung, als ich es mir in meiner Jugend je hätte vorstellen können. Es gab kurze, aber beinahe unumgängliche Erfahrungen mit weichen Drogen und permanente, ungeduldige Diskussionen, wie man die Welt ändern könnte – wir zweifelten nicht daran, dass wir das Recht und die Pflicht dazu hatten. Ich lernte die Bücher von Albert Camus, Franz Kafka, George Orwell und William S. Burroughs kennen. Im örtlichen Kino, dem *Cambridge Art Cinema*, liefen Filme von Antonioni, Truffaut, Fellini, Eisenstein und Pasolini.

Mein Leben war aufregend geworden, aber ich hatte immer noch keine Vorstellung davon, wo ich hinwollte. Mein zwanzigster Geburtstag rückte näher, doch es gab mehr Fragen als Antworten – bis eines Tages ein paar von uns sich den Film ›Ein Abend mit dem *Royal Ballet*‹ ansahen. Der vor kurzem geflüchtete russische Tänzer Rudolf Nurejew trat dort mit seiner Partnerin Margot Fonteyn auf. Ich verstand nichts vom Ballett, hatte bis dahin weder Erfahrungen damit gemacht noch ein Interesse dafür entwickelt, aber wie alle anderen hatte ich von Nurejews spektakulärer Flucht über die Landebahn eines Pariser Flughafens gelesen – kurz vor dem Rückflug in die Sowjetunion war er aus dem Flugzeug gesprungen. Als die Lichter am Ende des Films wieder angingen, weinte ich. Ich hatte etwas Unfassbares erlebt, konnte es gedanklich noch nicht verarbeiten, ich war fasziniert und bewegt und, um es auf den Punkt zu bringen, vollkommen verknallt.

Zwei Tage später traf ich wieder eine impulsive und intuitive Entscheidung und sprang ebenfalls: Ich bewarb mich als Student bei der *King Slocombe School of Dance* in Cambridge.

Meine innere Stimme hatte sich erneut gemeldet.

Miss King war mittleren Alters und ziemlich füllig, aber sie bewegte sich mit der Haltung eines Menschen, der sein Leben lang beim Ballett gewesen war. Sie hatte viel Humor, war überschwänglich, scharf in ihren Kommentaren und offensichtlich amüsiert, als ich in ihr Büro hineinspazierte und verkündete, ich wolle tanzen. Trotz meiner zwanzig Jahre und meines stämmigen, unteretzten Körpers als Landarbeiter wollte ich professioneller Tänzer werden.

Nachdem sie sich vergeblich bemüht hatte, mir den Tanz als nettes Hobby schmackhaft zu machen, wurde Miss King klar, dass ich erst wieder gehen würde, wenn sie mich vortanzen ließe. Wahrscheinlich bat sie mich mehr aus Mitleid denn aus Glauben an meine Fähigkeiten ins angrenzende Studio und wies mich an, Hose, Hemd und Schuhe auszuziehen. Ich war ein wenig verwirrt, als ich nur mit einer Unterhose bekleidet ein paar Dehnübungen machen sollte; sie drückte hier und schubste dort, und wenn ich mich recht erinnere, zeigte sie mir noch ein paar rhythmische Sachen, bevor sie mich zum Üben nach Hause schickte.

Eine Woche lang dehnte ich mich pflichtschuldig, hob die Beine, berührte meine Zehen mit den Fingern, klatschte in die Hände und stampfte mit den Füßen, was natürlich meinen Freunden in der Adams Road nicht verborgen blieb. Dann kehrte ich ins Studio zurück. Ich muss Eindruck auf Miss King gemacht haben und wurde als einziges männliches Mitglied der Schule aufgenommen – im Gegenzug für das Versprechen, ihr im Garten zu helfen und in ihrem Haus Malerarbeiten auszuführen, denn an Bezahlung war von meiner Seite her nicht zu denken.

Betty King stellte klare Bedingungen: Sechs Tage die Woche sollte ich am Unterricht teilnehmen, täglich mindestens vier

Kurse meiner Wahl belegen. Ballettklassen vom Anfänger bis zur mittleren professionellen Stufe sowie Steptanz und Modernen Tanz. Außerdem sollte ich Schnellkurse in Paartanz und latein-amerikanischen Tänzen besuchen, damit ich beim abendlichen Tanzunterricht helfen konnte, Damen jeglichen Alters im Studio herumzuschwingen, während von einem alten Plattenspieler Musik von Strauß oder der Swing verschiedener Big Bands erklang.

Ich willigte ein.

Am ersten Tag gab es ein böses Erwachen. Als ich aus dem jahrelang nicht benutzten Umkleideraum für Männer kam, stand vor mir eine Gruppe erstaunter acht- bis zehnjähriger Mädchen. Sobald dieser Haufen angehender Ballerinas begriffen hatte, wer da vor ihnen stand, meldete sich eine von ihnen zu Wort.

»Was machst du denn hier?«

»Ich werde am Unterricht teilnehmen«, antwortete ich.

»So ein Quatsch«, sagte sie. »Jungs tanzen kein Ballett.«

Doch ich ließ mich von dieser frühen Schlappe nicht abschrecken und ging ins Studio.

Für Zweifel blieb kaum Zeit, am Tag hatte ich Unterricht, abends arbeitete ich im Pub, am Wochenende grillte ich Hamburger in Kenco's Café und kümmerte mich um Betty Kings geliebten Garten.

Der Höhepunkt der ersten drei Monate war mein Auftritt bei der Weihnachtsaufführung der Schule. Mit einer Selbstsicherheit, die mir in der Erinnerung immer noch die Röte ins Gesicht treibt, stellte ich mich als tanzender Schneemann auf die Bühne, der eine sich drehende junge Schwanenkönigin so gut wie möglich halten sollte, während sie die im Frauenballett üblichen Verrenkungen machte. Die Krönung meines Debüts waren *entrechats*, das sind Sprünge auf der Stelle, bei denen die Füße mehrmals während des Sprungs in der Luft gekreuzt werden. Mit vom Erfolg geröteten Wangen verließ ich die Bühne und traf auf eine ebenso rote, atemlose Miss King, die mir mitteilte, dass ich das Suspensorium auch bei Aufführungen tragen sollte – nicht nur

im Unterricht. Der Anblick einiger Teile meiner Anatomie, die sich entgegengesetzt zum Rest meines Körpers hoben und senkten, sei nicht angemessen für ein Publikum aus bewundernden Müttern und ausgewählten Geschwistern, fuhr sie fort.

Es war ein hartes Jahr. Immer wieder bekam ich zu hören: »Sei doch nicht blöd, es ist völlig unmöglich. In deinem Alter kannst du nicht mehr Tänzer werden.« Aber ich verschwendete keinen Gedanken daran, was ich tun *sollte* – ich würde tanzen und war bereit, mich dafür anzustrengen. Als hätte ich nicht genug damit zu tun, die Bewegungen des Balletts und anderer Tänze zu lernen und meinen Körper zu verändern, musste ich mich zudem mit der vorherrschenden Meinung über tanzende Männer auseinandersetzen. Selbst einige meiner Freunde konnten meine Leidenschaft nicht begreifen – aber ich war fest entschlossen weiterzumachen. Und ich hätte eine Niederlage nie zugeben können.

Mit Unterstützung meiner Lehrerinnen und dreier älterer Vollzeit-Schülerinnen wurde ich besser, und es gelang mir, auch komplizierte Bewegungsfolgen zu meistern. Im Laufe des Jahres fand ich auch neue Freunde. Als Miss King mir schließlich verkündete, es sei an der Zeit, mich in die Tanz- und Kulturszene in London zu begeben, fühlte ich mich bereit.